

ERFAHRUNGEN

Maryam Heidari Ahwazi

# IM SCHATTEN DES SCHLEIERS

Mein Kampf für ein Leben in Freiheit.  
Wie ich Folter und Verfolgung  
im Iran entkam

BASTEI ENTERTAINMENT 

Schulmädchen zur Moschee, aber niemals allein. Sie kannte die Religion nur aus der Schule.

In jedem Zimmer in unserem Haus lag ein Koran. Er lag direkt auf dem Tisch und musste dort liegen bleiben, weil die Polizisten, die in unser Haus kamen, danach fragten. Sogar in meinem Zimmer lag der Koran für die Polizei. Mein Vater hatte jedoch noch viele andere schöne Bücher, die ich lieber las als den Koran. Aber ich kannte Mädchen, die darin lasen. Sie lasen darin, weil ihre Eltern fromm waren und nur dieses Buch besaßen.

## *11. Eine Zeit wie ein einziges großes Fest*

Die Gemeinschaft der Religionen – über dieses Thema sprach meine Mutter am liebsten mit mir. Wenn sie in der letzten Schulstunde Religion unterrichtet hatte, dann wollte sie danach die falschen Worte aus ihrem Herzen vertreiben. Sie wollte mir sagen, was sie ihren Schulkindern nicht sagen durfte. Vielleicht hatte sie die richtigen Worte in Gedanken aufbewahrt, während sie die falschen Worte vor den Kindern aussprach.

»In Persien gab es immer viele Religionen, weil es ein Land der Ethnien ist. Unsere Nachbarn waren Armenier. Wir nennen sie Nazarener. Assyrer gab es. Sie sind Christen von Syrien. Wir hatten Nachbarn, die Juden – Jahudi – waren, und Kurden. Es gab so viele Religionen. Es gab Menschen, die das Feuer anbeteten. Es waren viele, viele Religionen!

Und die Nachbarn haben sich geholfen, sie haben Respekt voreinander gehabt. Sie unterhielten sich nicht über die Religion. Sie interessierten sich für die Arbeit und für alltägliche Fragen. Nur die alten Männer sprachen über Religion. Im Café, wo sie saßen. Mit Lachen und in Freundschaft.

Wenn du als ein Fremder gekommen wärest, hättest du nicht erkennen können, welcher Religion jemand angehört. Die Menschen waren normal gekleidet. Wie in Europa konntest du nicht sehen, was sie in ihrem Kopf glaubten.

Der Name meines Vaters war Jesus, der Name meines Onkels war Moses, und wieder ein anderer Onkel hieß Ali. Und das war egal. Aber heutzutage darfst du im Iran nicht ›Jesus‹ heißen. Arabische, christliche, jüdische Namen – alle sind jetzt verboten.«

»Haben die Nachbarn auch untereinander geheiratet?«, fragte ich, weil eines meiner liebsten Bücher ein Buch über Hochzeitskleider war.

»Warum nicht, Maryam? Wir haben einen Onkel, der eine Perserin geheiratet hat. Und sie hat einen Vater, der auch eine andere Frau geheiratet hat. Wir hatten einen Nachbarn, einen Armenier, der hat eine Araberin geheiratet. Das war völlig normal. Niemand hat sich etwas dabei gedacht. Sie waren Nachbarn, sie haben sich gekannt. Manchmal hat jemand, der reich war, eine Frau geheiratet, die auch reich war. Bei den Armeniern war das so, manche von ihnen hatten viel Geld – da war es gut, innerhalb einer armenischen Familie zu heiraten!

Kein Gott hat sie getraut. Sie sind zu einem Amt gegangen – zu einem Standesamt. Unter dem Schah konntest du in einem Formular ausfüllen, ob du Christ warst oder Jude oder Zoroastrier oder Muslim. Dort haben der Mann und die Frau dann einen Ehevertrag

unterschrieben. Und alle Verwandten sind mitgegangen und haben gefeiert. Wir hatten eine große Feier, als dein Vater und ich geheiratet haben. Sehr viele Verwandte sind gekommen, aber kein Imam.

Wir fragten nicht, welchen Glauben die Menschen haben. Es war nicht wichtig in unserem Leben. Wir haben uns für die Dinge interessiert wie die Menschen in anderen Ländern auch: für die Familie, die Nachbarn, fürs Essen und für die Gesundheit. Und es galt auch, dass der Schah keinen Streit über die Religionen wollte.

Wir haben die Feste zusammen gefeiert, alle Feste der Juden, der Christen, der Muslime. Wir haben Ramadan gefeiert, Weihnachten, Nouruz – das kurdische Frühlingsfest – und für alle zusammen das neue persische Jahr.«

»So viele Feste ... Habt ihr sie alle gefeiert?«

»Ja«, sagte meine Mutter. »Es war eine Zeit wie ein einziges großes Fest!«

## *12. Als ich vierzehn Jahre alt war*

Als ich vierzehn Jahre alt war, begann mein Bruder Tiam sein Studium. Wir waren alle sehr stolz auf ihn, und ich war sehr stolz auf mich, denn alle meine Freundinnen kannten meinen Bruder und sprachen von ihm.

Tiam wollte Ingenieur werden. Ich selbst hatte noch keinen Beruf vor Augen, den ich einmal ausüben wollte. Beim Abendessen unterhielt ich mich mit meinen Eltern darüber.

»Ich kann auf keinen Fall Ingenieurin werden. Da denken alle, mir fällt kein eigener Beruf ein.«

»Du hast doch noch viel Zeit«, sagte mein Vater.

»Werde doch eine Lehrerin«, schlug meine Mutter vor.

»Dann denken alle meine Freundinnen, ich werde Lehrerin, weil meine Eltern Lehrer sind«, sagte ich.

»Geh erst mal auf die Highschool«, riet mein Vater.

»Dort sprechen die Lehrer dann mit dir darüber«, schloss meine Mutter.

Als ich vierzehn Jahre alt war, kam mein Bruder Tiam ins Gefängnis.

Auf meinem Handy erhielt ich einen Anruf.

»Er hat ein rotes Buch in seinem Zimmer«, sagte die Stimme. »Sag deiner Mutter, sie soll es verschwinden lassen. Sofort!«

Meine Mutter war noch nicht zu Hause. Ich rannte nach oben, wo meine Brüder mit ihren Frauen ihre Zimmer hatten. Tiam war seit wenigen Monaten mit Kiana verheiratet, Achmed und Seta waren sogar schon Eltern. Aber es war keiner von ihnen da. Ich rannte in den Garten. Auch hier war niemand. Ich rannte auf die Straße, endlich sah ich, wie sich das Auto meiner Mutter näherte.

Ich beherrschte mich. Ich war nur ein Mädchen, das sich freute, ihre Mutter zu sehen. Ein Mädchen, das aus lauter Übermut in ihr Auto stieg, um mit ihr durch das Tor zum Haus zu fahren.

»Es hat jemand angerufen«, flüsterte ich ihr zu. »Eine Stimme hat gesagt, wir müssen sein rotes Buch verschwinden lassen.«

Ich sah, wie meine Mutter bleich wurde. Einen kurzen Augenblick schloss sie die Augen, dann war sie wieder eine starke Frau geworden.

»Wir fahren jetzt zum Haus und lassen das Tor auf. Jeder soll uns sehen können. Ruf Kiana an, sie soll sofort nach Hause kommen. Warte auf sie. Ich gehe schon vor.«

Wir fuhren im Schrittempo in die Einfahrt. Meine Mutter stieg aus und ging langsam zum Haus. Im Auto waren noch Einkaufstüten, ich stellte sie neben das Auto. Dann nahm ich mein Handy und rief Kiana an.

»Komm nach Hause«, sagte ich zu ihr. »Mutter sagt, du sollst kommen!«

Kiana legte auf, während ich tat, als würde ich weiter mit ihr reden.

Als sie kurz darauf eintraf, winkte ich ihr fröhlich zu. Ich nahm die Einkaufstüten, und wir schlenderten zum Haus.

Nachdem wir eingetreten waren, rief meine Mutter uns von oben zu sich. Kiana rannte sofort die Treppe hinauf. Sie wusste, wo das Buch war. Sie lief damit zur Toilette und zog die Seiten in Bündeln aus dem Buchrücken. Meine Mutter und ich rissen Seite für Seite in kleine Stücke, und gemeinsam spülten wir die Fetzen in der Toilette herunter. Bis nichts mehr davon im Wasser lag.

Nur der rote Einband war jetzt noch da. Wir wussten nicht, wohin wir ihn tun sollten. Wir konnten ihn nicht in Stücke reißen, dafür war er zu dick. Und in der Küche brannte kein Feuer.

Wir wollten gerade in den Garten laufen, um ihn zu vergraben, da hörten wir Stimmen von draußen. Als wir an der Treppe standen, wurde die Haustür aufgebrochen. Wir liefen ins Wohnzimmer, Kiana schob den leeren Buchdeckel unter einen Stapel Papier.

Meine Mutter stellte sich vor mich.

Vier Polizisten verteilten sich im Haus und durchsuchten alle Räume. Kiana und meine Mutter wurden von einer Polizistin zur Wand gezerrt und mit dem Gesicht daran gedrückt. Dann wurden sie am ganzen Leib abgetastet. Sogar in die Haare fassten sie meiner Schwägerin.

»Sie ist seine Frau«, sagte ein Polizist und warf Kianas Ausweis auf den Boden.

Ein Polizist musste oben auf der Treppe sein.

»Wo ist das Buch?«, brüllte er von dort durchs Haus. Dann kam er herunter zu uns, zog seine Waffe und richtete sie auf uns. »Wo?«

»Hier ist es! Es war unter den Papieren!«, rief die Polizistin. »Aber keine Seiten drin! Leer!«

Weil sie wütend war, stieß sie Kiana mit einem heftigen Tritt gegen den niedrigen Tisch im Raum. Kiana stürzte mit einem Schrei zu Boden.

»Lassen Sie die Frau!«, rief meine Mutter. »Sehen sie nicht, dass sie schwanger ist?«

Als ich vierzehn Jahre alt war, verlor die Frau meines Bruders ihr Kind.

### *13. Jemand, der dir dankbar ist*

»Wir werden zusammen gehen«, sagte meine Mutter. »Du und ich.«

Kiana lag im Krankenhaus. In einem großen Zimmer mit anderen Frauen. Sie sah schrecklich aus. Ihre sonst so schöne helle Haut war nun bleich.

Meine Mutter nahm auf einem Stuhl an ihrem Bett Platz.

»Setz dich auch zu ihr, Maryam«, sagte sie. »Nimm ihre Hand.«

So saßen wir bei ihr. Kiana schaute zur Decke, voller Trauer um ihr Kind.

Ich streichelte vorsichtig ihre Hand. Eine Kanüle war dort mit Pflaster befestigt.

Sie wandte ihr Gesicht ab.

Ich sah, wie meine Mutter ihr vorsichtig über die Wangen wischte. Sie zitterte, auch ihr ging es schlecht.

»Maryam und ich werden Tiam morgen besuchen«, sagte sie.

»Wisst ihr, wo er ist?«, fragte Kiana.

»Ja, sie haben uns benachrichtigt. Das ist ein gutes Zeichen.«

»Ja, es ist gut, wenn wir wissen, wo er ist.«

»Er wird dich abholen, wenn du hier entlassen wirst.«

»Sagt ihm nichts von ...«

»Nein, das werden wir nicht«, versprach meine Mutter und tupfte Kiana immer wieder die Tränen aus dem Gesicht.

Es war so schrecklich, was passiert war. Ich würde immer daran denken müssen. Warum hatte ich den roten Einband nicht an mich genommen? Wenn die Polizistin mich gestoßen hätte – mir wäre nichts passiert.

Kiana sah mich an, als habe sie in meinen Gedanken gelesen.

»Maryam, du kannst stolz auf dich sein«, sagte sie. »Du warst sehr tapfer.«

»Nicht so richtig«, sagte ich.

»Du bist ein junges Mädchen«, sagte sie.

»Er ist mein Bruder«, sagte ich.

Kiana und meine Mutter sahen mich schweigend an.

»Werden sie Tiam etwas antun?«, fragte ich leise.

»Nein«, sagte meine Mutter. »Sie werden ihn verhören. Dann werden sie ihn freilassen.«

Kiana stimmte ihr mit einem schwachen Nicken zu.

Ich wusste nicht, ob ich ihnen glauben konnte.

»Werden sie die Polizistin bestrafen?«, fragte ich.

»Sie werden nicht einmal schreiben, dass Kiana gestürzt ist.«

»Ich hoffe, die Polizistin wird niemals vergessen können, was sie getan hat!«, sagte ich.

Eine Schwester kam in das Zimmer.

»Was ist es so still hier?«, rief sie. »Schlafen schon alle?«

Sie stieß mit dem Stationswagen im Vorbeigehen gegen die Betten der Kranken.

»Geht's uns gut?«, fragte sie so laut, dass man es sicher auch noch in den Nebenzimmern hören konnte.

Sie nannte meine Schwägerin bei ihrem Vornamen. Dann ging sie und öffnete das Fenster. Dort unterhielt sie sich mit einem Gärtner.

»Wer war die Stimme, die mit mir am Handy gesprochen hat?«, fragte ich leise.

»Das war jemand, der uns helfen wollte«, flüsterte meine Mutter.

## *14. Die Kinder in diesem Alter*

Um meinen Bruder Tiam im Gefängnis zu besuchen, mussten wir an den Rand der Stadt fahren. Auf einem umzäunten Parkplatz stellten wir das Auto ab. Jetzt ging es für Besucher nur zu Fuß weiter. In der Nähe sahen wir zwei Wachtürme. Wir liefen hinter einer Gruppe von vielleicht zwanzig Frauen an einer endlosen Mauer entlang. Auf der anderen Straßenseite waren Ladenlokale, Cafés und ein kleiner freier Platz. Die Leute auf der anderen Seite beachteten uns nicht.

Dann kam ein Tor. Ich habe dieses Tor später wiedererkannt. In einer anderen Zeit, in einem anderen Land. Menschen in Deutschland haben mir Bilder davon gezeigt. Und ich habe es erkannt.

Wir mussten lange vor dem Tor warten, bis ein Wachmann die Besucherinnen nacheinander hineinrief. Endlich sah er in unsere Gesichter und sagte: »Mitkommen!«

Wir folgten dem Wachmann durch die langen Gänge. Die Wände waren kahl. Nirgendwo war ein Bild oder ein Fenster. Wir gingen durch Innenhöfe ohne Schatten. Ich sah hoch zu dem Stacheldraht. Ich sah Wärter, Männer in grünen Kitteln und Polizisten. Wir hörten Befehle, das Schlagen von Türen, schwere Motoren. Und wenn es einen Moment still war, hörten wir unsere eigenen Schritte.

In dem großen Gebäude, das wir nun betraten, hing an jeder Wand ein Bild von Khomeini.

»Geht hier rein!«, befahl der Wärter und zeigte auf eine Tür.

Wir standen vor einem Schreibtisch. Eine Vollzugsbeamtin im Alter meiner Mutter saß dahinter. Dem Anschein nach hätte sie auch eine von Mutters Freundinnen sein können. Sie sah uns freundlich an.

»Ihre Ausweise bitte«, sagte sie.

Sie las darin und verglich sie mit ihrer Liste.

»Sie sind Lehrerin?«, fragte die Frau.

Meine Mutter nannte den Namen ihrer Schule.

»Wir haben Ihren Sohn verhaftet, weil er sich einer ... Gruppe angeschlossen hat.«

»Ich weiß davon nichts«, sagte meine Mutter. »Er ist ein guter Junge.«

»Gute Jungen sind sie alle«, erwiderte die Frau, ohne von ihren Akten aufzublicken.

»Wie lange werden Sie ihn hierbehalten?«

»Wir verhören ihn«, war die Antwort. »Sie bekommen Nachricht.«

Von der Wand starrte Khomeini auf uns herunter.

»Als Lehrerin – konnten Sie Ihren Sohn nicht besser erziehen?«, fragte die Vollzugsbeamtin jetzt.

Meine Mutter schwieg.

»Und Ihre Tochter – soll sie mit?«

»Sie will ihren Bruder sehen«, antwortete meine Mutter.